

Bekenntnis zur Stadt

Wie lokale Eigenheiten
weiterentwickelt werden

Katharina Stehrenberger

«Die Schönheit eines Ortsbildes ist nicht allein abhängig vom Vorhandensein eigentlicher Baudenkmäler, schöner öffentlicher Bauten und einer grossen Anzahl architektonisch hervorragender Privatbauten. Sie wird ebensosehr oder vorwiegend bestimmt durch das gute bauliche Niveau der grossen Menge der übrigen Bauten; es besteht nun gerade darin der grosse Vorzug des nach 1861 wiedererstandenen Glarus, dass seine Strassen und Gebäude dieses Niveau haben. Sie verdanken dies einmal der Tatsache, dass sie im Rahmen eines guten Gesamtplanes und sehr einheitlich durchgebildet sind; sodann schöpfte jene Zeit aus der klassischen Bautradition, die im Stande war, einem Stadtbild Ruhe, Würde und Zurückhaltung zu verleihen, was der Laie heute oft zu Unrecht als Langeweile empfindet.»

So zitiert Jakob Zweifel seinen Kollegen Hans Leuzinger im Text «Von Architekt zu Architekt».¹

¹ Jakob Zweifel, in: Hans Leuzinger 1887-1971. Pragmatisch modern, gta Verlag ETH Zürich 1993, S. 110.

Die homogene Wirkung der alpinen Rasterstadt ist beeindruckend. Verantwortlich dafür ist der Brand von 1861, der im Kern von Glarus ausbrach und grosse Teile der Stadt zerstörte. Aus Angst vor Feuer und Föhn liess der Gemeinderat ein Baugesetz erarbeiten, das mit seinen strengen Brandschutzvorschriften das Bild von Glarus bis heute prägt: Blockbildung der Häuser, grosszügige Strassenbreiten, Brandmauern zwischen den Wohneinheiten und durchwegs verputzte Fassaden. Die orthogonalen Strassenzüge öffnen den Blick in die Tiefe des Raums, in die nahe Landschaft oder verweisen auf wichtige Bauten.^{25–27 (S. 55)} Volumen und Strassenräume stehen generell in einem ausgewogenen Verhältnis. Die öffentlichen Plätze sind jeweils von einem Gebäude mit kirchlicher oder staatlicher Repräsentation akzentuiert.^{28 (S. 56)} Mit ihrer zurückversetzten, platzbildenden Stellung erzielen sie eine monumentale Wirkung, obwohl es sich oft nur um Einzelbauten handelt. Sie sind jeweils so positioniert, dass sie aus der Perspektive der Passanten eine maximale Wirkung erzielen.

Die Blockrandbebauungen bezeichnen die Einheimischen liebevoll als «Karrees». Der aus dem Französischen entlehnte Begriff zeigt, dass die Glarner sich mit dem Wiederaufbau an grösseren europäischen Städten orientierten. Die Struktur in Glarus erweist sich jedoch nicht als geschlossener Blockrand; die rasterförmige Bebauung besteht aus Halbhöfen, deren offene Einschnitte die Hinterhofbauten erschliessen. Diese kleinteiligen Gewerbe- oder Lagerraumbauten prägen das überaus lebendige Bild der Rückseiten genauso wie die gepflasterten oder chaussierten Bodenbeläge und die vielgestaltigen Brunnen. Die erwünschte Individualität führt zu einer Art Italianità, die die Strenge der Strassenfassaden zu relativieren vermag.

Der Ausdruck der Fassaden ist ruhig – ihre Ausformulierung reicht von stattlich bis bescheiden. Die horizontale Gliederung erfolgt mit Sockel, Mittelteil und Dach im Stile des Klassizismus oder der Neorenaissance. Die Vertikalität überlagert die klassische Dreiteilung und ist das prägendste Merkmal im Wiederaufbaubereich. Sie bezieht sich nicht nur auf die Fassadengliederung oder die hochrechteckigen Öffnungen, sie findet sich auch in der dahinterliegenden Gebäudeorganisation wieder. Mit kunstvoll gestalteten Gesimsen, Geschossfriesen und Zahnschnitten unter der Traufe bedienten sich die damaligen Baumeister der Stilmittel ihrer Zeit.^{30–35 (S. 58)}

Glarner Besonderheiten finden sich beispielsweise im Dachbereich: Ornamente oder Kniestockfenster schliessen die Fassaden am Übergang zu den Sattel- oder Walmdächern auch bei eher einfacheren Bauten ab.^{29 (S. 57)} Maximal neunzig Zentimeter ausladend sollen die Vordächer sein – so will es das Baugesetz seit dem Brand. Diese gestalterische Vorgabe ist prägend für das Bild im Wiederaufbaubereich, denn sie lässt die Dächer aus Fussgängerperspektive verschwinden und die Häuser städtischer erscheinen.

Die Farbe der Stadt sei grün – genauer grünlich-bläulich. Peter Jenny untersuchte mit seinen Studenten die Farbigekeit verschiedener klassizistischer Städte in der Schweiz, darunter auch das Wiederaufbaubereich von Glarus.² Jenny spricht eher von Farbkultur oder Farbklima denn von Farbigekeit. Ein Farbklima berücksichtigt nebst Farbauftrag und Wirkung der Fassaden auch die Lichtverhältnisse des Ortes und die Abstrahlungsfarben der nahe gelegenen Berge. Doch eigentlich sei die Farbigekeit in protestantischen Gegenden – wie Glarus eine ist – eher zurückhaltend, denn das Geld reichte damals nicht für bunte und dauerhafte Pigmente.

Die wichtigsten Qualitäten von Glarus sind die Gebäudevolumen und der Raum dazwischen sowie ihr Verhältnis zueinander; die Differenz also zwischen Öffentlichkeit und Individualität – Strasse und Hof. Die Schönheit besteht aber auch in der Reihung und der Ordnung der an sich bescheidenen Einzelbauten, also in der Qualität der Repetition, der Homogenität und in den lokalen Besonderheiten. Das rasterförmig angelegte Stadtzentrum, das der St. Galler Architekt Bernhard Simon und der Zürcher Stadtbauinspektor Johann Caspar Wolff entwarfen, ist aber nicht nur schön, es erscheint gleichzeitig auch etwas rigide. Das «städtebauliche Ereignis in den Alpen», wie das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) Glarus bezeichnet, entspricht einer fachspezifischen Betrachtungsweise, die die Bewohner nicht uneingeschränkt teilen. Zahlreiche Liegenschaften stehen leer oder sind unternutzt: Der wertvolle Bestand wird offenbar nur bedingt als guter Lebensraum wahrgenommen. Kritisiert wird insbesondere auch die Wirkung der Gebäude als monoton, streng oder gar militärisch.

2 Peter Jenny, Prof. em. ETHZ, Farbstudien klassizistischer Städte der Schweiz im Auftrag der Anna Elsa Zopfi-Baer Stiftung, Glarus.

Wie sieht die Zukunft der sperrig schönen Stadt aus? Soll Glarus künftig konserviert oder verändert werden? Hans Leuzinger schrieb in seinem Heimatschutzbüchlein 1952: «Der Heimatschutz will aus dem Lande kein Museum machen und weiss, dass das Gesicht der Heimat im Laufe der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung nicht das gleiche bleiben kann. Die neuen Bauten sollen aber nicht schlechte Kopien der alten sein, welche unter ganz anderen Verhältnissen entstanden. Man soll einem neuen Organismus kein altes Kleid überwerfen.»³

Interessant an Leuzingers Ausführungen im Namen des Glarner Heimatschutzes ist die Ausweitung des Schutzbegriffs. Bei ihm beinhaltet der Schutz eines Orts nicht nur dessen Substanzwahrung, sondern auch seine Erneuerung und Weiterentwicklung. Wertvolles soll erhalten bleiben, so viel ist klar. Jedoch bleibt Wertvolles nur so lange kostbar, als es lebendig bleibt. Schützen heisst demnach nicht nur vorsorgen, abgrenzen oder bewahren, schützen heisst auch pflegen – und dies in einem umfassenden Sinn.

Schützen allein ist keine Zukunftsvision; es braucht auch Mut zur Veränderung. 1953 schrieb Max Frisch nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten in der Glosse zur schweizerischen Architektur: «Verzicht auf das Wagnis, wenn er zur Gewöhnung wird, bedeutet im geistigen Bezirk immer den Tod, eine gelinde und unmerkliche, aber unaufhaltsame Art von Tod.»⁴ Das Wagnis ebnet offenbar den Weg für die Veränderung. Der Wille zur Veränderung entsteht auch mit dem Streben nach Besserem. Fehlt der Wunsch nach Verbesserung, fehlt auch der Wille zum Leben. Später fragt Frisch im selben Text: «Ist es denn zulässig, wenn wir unseren Mangel an Wagemut damit rechtfertigen, dass wir eben im Gegensatz zu Amerika eine kulturelle Tradition haben?» Tradition als Hindernis für die Veränderung zu bemühen, ist eine bequeme Behauptung. Keiner bestreitet den Reichtum kultureller Werte in der Schweiz, und niemand möchte ihn gefährdet sehen. Doch aufgrund dieser Tatsache darf die dringliche und kritische Frage nach der Zukunft nicht ausgeblendet werden. Schutzzumfänge gibt es in Form von Vorschriften, Empfehlungen und Inventaren – Anweisungen zur Veränderung gibt es jedoch keine. Veränderung anstreben ist also ein aktiver und kreativer Prozess.

Ortsbildschutz, Heimatschutz und Denkmalpflege verfolgen dasselbe Ziel. Während Gemeinden anhand von ausgezeichneten Gebieten und Bauten Schutzpläne und Ortsbilder definieren, prüfen Heimatschutz und Denkmalpflege Veränderungsabsichten am konkreten Beispiel. Möchte man eine dogmatische Handhabung vermeiden, sind alle Beteiligten gefordert, die Vorschriften nicht blind zu befolgen, sondern sie zu hinterfragen und Möglichkeiten zu diskutieren. Ohne Spielräume für zeitgemässe Nutzungen und Massnahmen verschwinden Bewohner und Geschäfte aus den historischen Städten. Ein erfolgreicher Ortsbildschutz muss folglich immer auch als Wechselwirkung zwischen Einschränkung und Möglichkeit verstanden werden. Es zeigt sich immer wieder, dass reiner Schutz paradoxerweise das Gegenteil des Beabsichtigten – nämlich des Erhalts – bewirkt: Bauwillige lassen sich allzu oft von gestalterischen Vorgaben abschrecken und verzichten nicht selten auf ein Bauvorhaben. Mit einem umfassenden Verständnis des Schützens hingegen, wie es Hans Leuzinger darlegte, kombiniert mit dem Mut zur Veränderung, wie ihn Max Frisch einforderte, kann das Paradox vielleicht aufgelöst werden. Für den gesunden Fortbestand einer gebauten Struktur braucht es beide Kräfte. Der italienische Humanist Leon Battista Alberti bezeichnete die stets notwendige Erneuerung und Anpassung der gebauten Umwelt bereits in der Frührenaissance als «instauratio» und meinte damit Instandhaltung und begründete Veränderung.

3 Hans Leuzinger, Das Glarnerland – ein Heimatschutzbüchlein, Verlag Tschudi & Co., Glarus 1952, S. 13.

4 Max Frisch, «Cum grano salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur», in: Das Werk, 1953, Band 4, Heft 10, S. 325–329.

Davon ausgehend, dass Veränderung zum gesunden Fortbestand eines Orts gehört, stellt sich zunächst die Frage nach der Art und Weise. Für das schweizerische Architekturverständnis von grosser Relevanz ist die Entwurfsmethode von Colin Rowe und Robert Slutzky, die dank Bernhard Hösli, einem gebürtigen Glarner und Mitarbeiter von Hans Leuzinger, um 1960 in die Schweiz gelangte. Die Architektengruppe Texas Rangers, zu der auch Bernhard Hösli gehörte, entwickelte eine Entwurfsmethode rund um den Begriff der Transparenz⁵. Sie ermöglichte es, bei verschiedenen Werken gemeinsame Eigenschaften nachzuweisen, auch wenn diese in grundsätzlich verschiedenen Epochen unter unterschiedlichen gesellschaftlichen, technologischen und politischen Bedingungen entstanden sind. Die Entwurfsmethode stellt Verbindungen zwischen verschiedenen Bezugssystemen her, überlagert und verwebt sie, sodass harmonische Nachbarschaften entstehen. Beispielhaft für diese Herangehensweise steht der Wettbewerbsbeitrag für eine Baulücke in der historischen Spalenvorstadt in Basel von Hösli, Jansen und Lucek aus dem Jahr 1981. Ihre Idee bestand darin, diese Lücke nicht einfach nur zu schliessen, sondern die gesamte heterogene Häuserzeile zu vereinheitlichen und gleichzeitig die Nachbarhäuser direkt mit einzubeziehen. Dabei wurden in einer transparenten Organisation Texturelemente der Häuserzeile verwendet, um die Lücke gewebeartig zu schliessen. ^{36-38 (S. 60)} Das Gebäude in der Baulücke der Altstadt von Basel haben schliesslich die Wettbewerbsgewinner Uli Marbach und Arthur Rüegg realisiert. Als Hilfsmittel für ihren Entwurf verwendeten sie ebenfalls die transparente Formorganisation, die auch bei ihnen als Technik zur Schaffung einer nachvollziehbaren Ordnung betrachtet wurde und als gleichwertiges Entwurfsmittel wie die axiale Reihung, die Wiederholung oder die Symmetrie galt. So nimmt auch bei Marbach und Rüegg die Fassade horizontale und vertikale Bezüge zu den Nachbarhäusern auf. Die Einbindung wird verstärkt durch eine Interpretation herkömmlicher Basler Bauweisen, beispielsweise der glatten Putzfassaden.

Möglicherweise etwas weniger bewusst entwickelt – jedoch nicht von minderer Bedeutung – bestehen hierzulande einige weitere Strategien, um Neubauten in den Bestand zu integrieren. Sie folgen geschichtlichen, kontextuellen oder ideologischen Prämissen.

Hans Leuzinger nimmt die Schwierigkeiten dieser Strategie vorweg: «Die aufdringlich sich gebärdende Nachahmung alter Bauformen fällt viel eher ins Auge und vermag den unvorbereiteten Beschauer mit ihrer Überbetonung von Schmuck und Zierteilen zu verführen.»⁶ Dieser Herausforderung stellte sich Ernst Gisel, als er 1981 die Arbeiten an der Kantonalbank am Obstmarkt im Dorfkern von Herisau aufnahm. Das aus einem zweistufigen Wettbewerb hervorgegangene Bankgebäude wird von einer spätgotischen Kirche und von Bürgerhäusern aus dem 18. Jahrhundert flankiert. Der Bau gibt sich als selbstbewusste Bankenarchitektur zu erkennen, interpretiert aber auch den Standort und die regionale Bautradition mit neuzeitlichen Mitteln. Massstab, Struktur der Bleifassade wie auch die Klebdächer, die Fenster und Storen schützen, sind aus der regionalen Bautradition abgeleitet. Das Material Blei patiniert hell und lehnt sich in seiner Farbigkeit an die Fassaden verschindelter Häuser an. Im Gegensatz dazu sind die tragenden Stützen mit nachdunkelndem Kupferblech verkleidet. Sie erinnern an die Pilaster, die das Fronttäfer vieler Appenzeller Bürgerhäuser gliedern und auf den dahinterliegenden Strickbau verweisen. Die Einpassung des Neubaus in den historischen Kontext gelang Gisel allem voran mit dieser subtilen Interpretation ortstypischer Bauelemente. ^{39-41 (S. 62)}

«Heimat schafft, wer die Welt des Bekannten erweitert. Wer nur Bekanntes vorzeigt – das steile Dach, den Fensterladen –, der erweitert die Welt des Bekannten nicht. Es wird sich darum handeln müssen, unsere Umwelt so zu formen, dass man vom Bekannten auf das Neue schliessen kann. Angestrebt wird nicht der radikale Bruch mit dem Vorhandenen, sondern ein Verfahren, das mit hoher Sensibilität zwischen Selbstverständlichkeit und Selbstbewusstsein oszilliert.»⁷ So umschreibt der deutsche Architekturtheoretiker Julius Posener seine Vorstellung vom Weiterbauen im Bestand. Als Beispiel einer kontextuellen Interpretation kann das 1958 von Werner Stücheli erbaute Marthahaus in der Zürcher Altstadt angesehen werden. Der Zürcher Architekt erhielt die Auflage, mit dem Neubau innerhalb der Baumasse des Vorgängerbaus zu bleiben. Im Gegensatz zur Fassade an der Zähringerstrasse liegt die rückwärtige Fassade am Seilergraben auf der Baulinie und bildet mit den Nachbarhäusern zusammen eine langgezogene Front, die dem Verlauf der ehemaligen Stadtmauer folgt.

5 Colin Rowe und Robert Slutzky, *Transparenz*, Birkhäuser Verlag Basel 1997 (4., erweiterte Auflage).

6 Hans Leuzinger, *Das Glarnerland – ein Heimatschutzbüchlein*, Verlag Tschudi & Co., Glarus 1952, S. 12.

7 Julius Posener, «Apparat und Gegenstand», in: Aufsätze und Vorträge 1931–1980, Braunschweig 1981, S. 158.

Die aussen angeschlagenen Fensterbänder mit ihren breiten Aluminiumprofilen thematisieren die Geschlossenheit der Randbebauung. Während der zweigeschossige Sockelbau grossflächig verglast ist, sind die Obergeschosse nur noch mit liegenden Lochfenstern versehen, die sich an jene der Nachbarbauten anlehnen. Insbesondere die Aufnahme der volumetrischen Gegebenheiten und die zeitgemässe Interpretation der Öffnungen binden den Bau erfolgreich in die gewachsene Struktur ein. 42–43 (S. 64)

KONTRASTREICHE INTERPRETATION

«Extreme sind unschweizerisch – Radikalität ist verpönt», schreibt Max Frisch am Ende seiner bereits erwähnten Glosse.⁸ In der Tat haben es Bauten, die den Kontrast provozieren, hierzulande schwer, denn diese Strategie setzt sich dem Dilemma zwischen Zerstörung und Neugestaltung aus. Ein Beispiel einer solchen Herangehensweise ist das Wohn- und Geschäftshaus von Herzog & de Meuron an der Schützenmattstrasse in Basel. Das Wohn- und Geschäftshaus besetzt ein äusserst schmales und tiefes Grundstück einer ehemaligen Baulücke. Die strassenseitige Fassade ist gänzlich verglast. Davor sind geschosshohe Faltläden montiert, die sich individuell öffnen lassen und – anders als die traditionellen Fensterläden vor Lochfassaden – eine zweite Haut vor das Gebäude spannen. Ihr schweres Gusseisen gibt dem Gebäude in der durchmischten Strassenflucht eine starke Präsenz und wirkt zugleich als Filter gegen Lärm und unerwünschte Blicke. Ihr leicht geschwungenes Muster erinnert an Dohlendeckel und Baumschutzabdeckungen – eine Reminiszenz an das Gewöhnliche im Quartier. Obwohl die mehrschichtige Fassade auf den ersten Blick fremd ist, zeigen sich bei vertiefter Lektüre Versatzstücke lokaler Begebenheiten, etwa der traditionelle Klappladen mit einer Ornamentik, die aus dem direkten Umfeld stammt. 44 (S. 66)

Der Neubau hat sich möglichst lautlos einzu-fügen – so die Meinung des Heimatschutzes zu seiner Gründungszeit. Ab 1960 zeigte sich dann eher eine Tendenz zur Abstraktion. Seither ist ein ganzer Fächer an Einordnungsstrategien entstanden, der bis heute erweitert wird. Fest steht, dass das Wichtigste bei der Einpassung Angemessenheit und nicht Maximierung ist – sowohl in gestalterischer als auch in ökonomischer Hinsicht. Ziel ist, eine eigenständige und dennoch dem Ort verbundene Anmutung der Häuser zu schaffen, ohne Historismen zu verfallen. Schliesslich stellt

sich bei der Einpassung immer auch die Frage nach der materiellen Umsetzung. Zu diesem Thema äusserte sich Hans Leuzinger im Heimatschutzbüchlein wie folgt: «Auf dem Gebiet der Technik, der Baumaterialien und des Bauvorganges sind so grosse Veränderungen vor sich gegangen, welche neue Baumethoden und neue Baustoffe schufen, dass man aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr auf sie verzichten kann. Nun gilt es, auch diese Stoffe materialgerecht verarbeiten zu lernen und aus ihnen an Form und Materialschönheit das Beste herauszuholen. Dies ist der moderne Standpunkt, den auch der Heimatschutz einnehmen muss, wenn er lebensfähig bleiben will.»⁹ Die Integrationsstrategie, die man wählt, entscheidet jedoch nicht allein über den Fortbestand einer schützenswerten Stadtstruktur: Es braucht vor allem auch initiative und weitsichtige Köpfe, die bereit sind, ihre Bauten massvoll einzuordnen – auf Seite von Bauherrschaft, Architekten und Behörden.

ES LEBE GLARUS!

Die baulichen Möglichkeiten, wie sich ein Bau einpassen lässt, sind grundsätzlich bekannt – offenbar vermögen sie das zunehmend unattraktive Wiederaufbaugelände im Herzen von Glarus nicht alleine aufzuwerten und die schleichende Abwanderung aus der Stadt zu stoppen. Hebel sind demnach auch ausserhalb der Bauwelt zu suchen. Aufschlussreich ist die Haltung der Glarner zu ihrer eigenen Stadt: Obwohl Hauptort des Kantons wird Glarus nicht als eigentliche Stadt wahrgenommen. Die ausbleibende Identifikation und der fehlende Stolz auf die kleinste Stadt der Schweiz mögen Gründe für die anhaltende Stagnation sein. Um den Ort wieder in Schwung zu bringen, braucht es eine neue Sicht auf die eigene Stadt – ein neues Selbstverständnis. Es braucht Menschen, die mit Lust und Freude die Zukunft von Glarus formen wollen. Es braucht eine kulturelle Auffrischung, einen Aufbruch von innen. Und es braucht mehr aufgeschlossene Bewohner, die den Bestand als Chance sehen, die Urbanität suchen und in Glarus auch finden. Es braucht ein Bekenntnis zur Stadt!

8 Max Frisch, «Cum grano salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur», in: Das Werk, 1953, Band 4, Heft 10, S. 325–329.

9 Hans Leuzinger, Das Glarnerland – ein Heimatschutzbüchlein, Verlag Tschudi & Co., Glarus 1952, S. 13/14.

Die Stadt ist eine eigenständige Art von Gemeinschaft. Auch dazu äusserte sich Hans Leuzinger 1952: «Es gibt kaum eine dankbarere Aufgabe, als eine Ortschaft, deren Wiederaufbau aus einem Guss entstanden ist, in ihrer baulichen Weiterentwicklung zielbewusst zu lenken und selber schöpferisch an einer zweckmässigen und schönen Gestaltung des Heimatortes mitzuarbeiten. Allerdings ist dazu ein Unterordnen der immer vorhandenen Einzelinteressen unter diejenigen der Gemeinschaft erforderlich, und ebenso ist ein starker Wille nötig, um ungeachtet der auftauchenden Hindernisse den geraden Weg zu dem als richtig erkannten Ziel zu beschreiten.»¹⁰ Bereit dazu sind Menschen, die die Qualitäten eines Orts kennen und anerkennen – städtebauliche, architektonische wie auch geografische. Glarus ist eine einzigartige Stadt in einer einzigartigen Landschaft. Glarus verfügt über eine hohe Anzahl intakter Häuserzeilen, kennt private Freiräume in Form von Vorgärten, Terrassen, Zinnendächern sowie zahlreiche öffentliche Plätze. Glarus verfügt aber auch über strukturelle Potenziale: Die Häuser im Wiederaufbaubereich bieten Raum für Familien, für das Wohnen und Arbeiten unter einem Dach, für Wohngemeinschaften, aber auch für Dienstleistungen und kulturelles Leben. Glarus ist ein Ort, in dem sich städtisches Lebensgefühl entfalten kann – als Kontrast zur dörflichen Lebensweise im übrigen Kanton. In Glarus bestehen zahlreiche Qualitäten und Strukturen, die sich für das urbane Leben eignen – man muss sie bloss nutzen.

Um das Bedürfnis nach städtischem Leben weiter zu wecken, müssen neue Anreize geschaffen werden. Mit Massnahmen unter dem Begriff «vorhandene Differenzen stärken» sollte das Land begrünt, die Siedlungsränder geschärft und der Kern urbanisiert werden. Für das Wiederaufbaubereich hiesse das beispielsweise, neue, öffentliche Räume zu schaffen, bestehende aufzuwerten sowie zeitgemässere Wohn- und Arbeitsräume bereitzustellen, etwa mit grösseren Fenstern, adäquaten Zimmergrössen, angemessenen Aussenräumen und mit guter Anbindung an den öffentlichen Verkehr. Bei Erdgeschossnutzungen sind heute grosszügige und hindernisfreie Flächen für Geschäfte und Dienstleistungen in Passantennähe vorzusehen. Weitere Spielräume und Möglichkeiten zur Umsetzung solcher Wünsche werden in den acht Thesen zum Bauen im Wiederaufbaubereich aufgezeigt.¹¹ Darin sind Hinweise zu Hinterhofbauten, Traufhöhen, Dachformen und -aufbauten sowie zu

Fassadenvorsprüngen zu finden, die der erhöhten Nutzbarkeit der Häuser dienen und Möglichkeiten für neue Aussenräume aufzeigen. Thesen I, III, VII, VIII Auch sind Potenziale skizziert, die Spielräume zu Fassadenproportionen, -gliederungen und zur Materialität der Fassade eröffnen, damit Gebäudehüllen auch künftig zeitgemäss gebaut werden können.

Thesen II, V, VI Vorgärten und Strassenräume sind primär von Verkehr und artfremden Nutzungen zu befreien, sodass die wichtigste, städtebauliche Qualität der grosszügigen Zwischenräume wieder vermehrt zum Tragen kommt. These IV

Grundsätzlich aber gilt: zunächst den Leerstand kreativ füllen – erst dann expandieren. Wo erweiterter Raumbedarf nachgewiesen ist, soll rücksichtsvoll neu geplant werden. Nebst Fantasie und Sorgfalt im Umgang mit dem Bestand braucht es zudem ein grundlegendes Umdenken hinsichtlich unserer Haltung gegenüber schützenswerten Städten. Rahel Marti bringt dies im Editorial zum Hochparterre-Sonderheft «Altstadt im Wandel» auf den Punkt: «Altstädte sind das Ziel unserer Ausflüge, und wir sind stolz auf ihr baukulturelles Erbe. Altstädte sind Ferieneuropa und Wochenendschweiz. Von Montag bis Freitag jedoch kommen wir bestens ohne sie aus.»¹² Historische Orte wollen demnach besichtigt, aber nicht bewohnt werden. Um unsere historischen Städte weiterhin lebendig zu halten, müssen wir uns jedoch von dieser ambivalenten Vorstellung verabschieden und neue Bilder für sie suchen. Glarus darf weder ein Freilichtmuseum werden noch sich dem schleichenden Zerfall hingeben. Die Stadt verdient eine Zukunft, die ihr eine angemessene Bedeutung als Hauptort und einzige Stadt im Kanton zurückgibt.

10 Jakob Zweifel, in: Hans Leuzinger 1887–1971. Pragmatisch modern, gta Verlag ETH Zürich 1993, S. 112.

11 Thesen zum Weiterbauen im Bestand anlässlich der Ausstellung «Brandspuren» der ZHAW im Kunsthaus Glarus, November 2014.

12 Rahel Marti, Editorial zu Hochparterre-Beilage «Altstadt im Wandel», Nr. 5/2013.

Glarus.

Bolenstrasse.



25 Wohnstrasse mit Vorgärten am westlichen Stadtrand von Glarus

26 Wohnstrasse mit städtischem Leben im Zentrum des Wiederaufbaubereichs



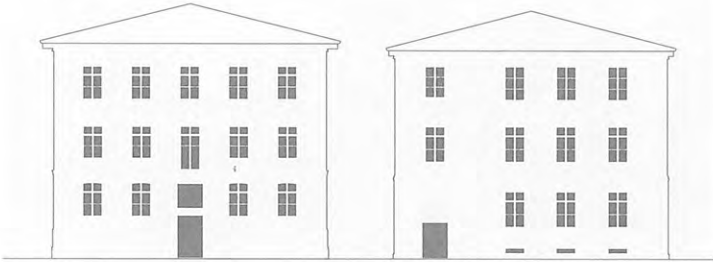
1439 Glarus.
Gemeindehausplatz mit Glärnisch 2933 m

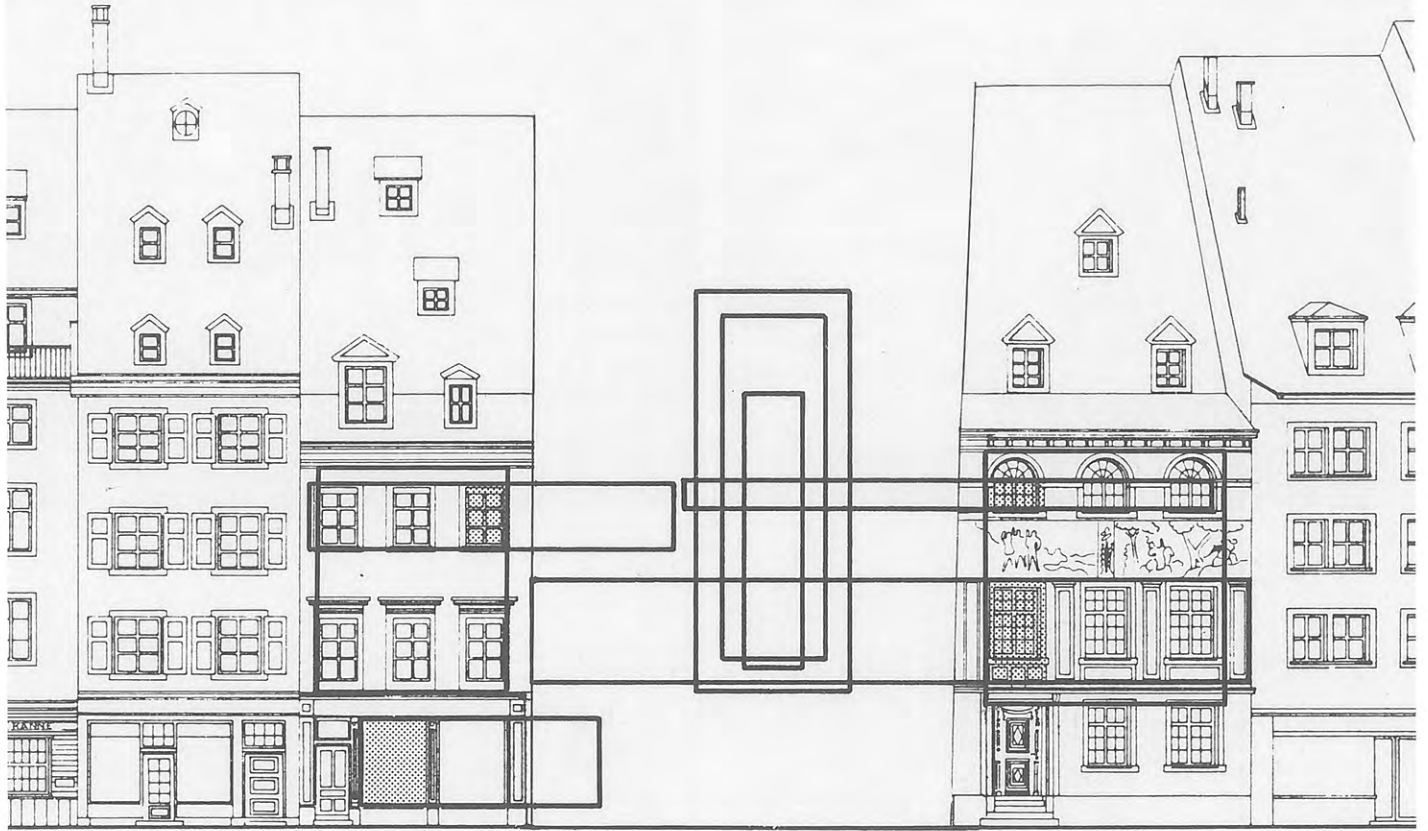


Gruss aus Glarus.

LEH H. GUGGENHEIM & CO.









39 Nachahmende Interpretation in Herisau:
Übernahme von Struktur und Charakter der
historischen Bauten



